

Joachim Heise

## **Rückblick auf 30 Jahre meiner Institutsarbeit**

am 30. September 2023 im Ev. Forum Berlin-Mitte, Klosterstraße 66

Sehr geehrte Mitglieder des Vorstands des Trägervereins unseres Instituts,  
sehr geehrter Herr Oberkirchenrat Martin Vogel,  
liebe Freunde und Förderer unseres Instituts,  
sehr geehrte Damen und Herren,

Jegliches hat seine Zeit, so heißt es in der Bibel. Und ich hatte meine Zeit. Das Institut zu gründen und dreißig Jahre zu leiten, zuerst gemeinsam mit Horst Dähn und nach seinem Tod 2012 allein, war eine große Herausforderung für mich, die mir viel abverlangte, die mir aber in meiner zweiten Lebenshälfte aber auch die Chance bot, zu zeigen, wer ich bin und was ich kann.

In keiner anderen Einrichtung habe ich so lange und so ertragreich gearbeitet wie in diesem Institut. Wie Sie wissen, habe ich mich in meinem „ersten Leben“ zehn Jahre als Lehrer für Geschichte und Deutsch versucht. Sehr glücklich bin ich dabei nicht geworden. Als sich mir die Chance bot, der DDR-Volksbildung den Rücken zu kehren, habe ich sie gern ergriffen und habe 1979 eine Aspirantur an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED in Berlin begonnen. Mein Wunschthema „Geschichte der Kirchenpolitik“ wurde auch mein Dissertationsthema. Seither hat es mich nicht mehr losgelassen. Wenn ich heute die drei Stationen meines beruflichen Lebens Revue passieren lasse, meine Zeit als Lehrer, dann als Doktorand, Aspirant, Obersassistent und Dozent an der Akademie und schließlich die 30 Jahre im Institut, so möchte ich keine Etappe davon missen. Ich bin nicht bereit, die ersten zwei Stationen aus meiner Vita zu tilgen, zu verschweigen oder schön zu färben. Glaubwürdigkeit ist eben ohne Ehrlichkeit nur schwer oder gar nicht zu erlangen. Der, der ich heute bin, der bin ich nicht erst unter den Bedingungen des vereinten Deutschland geworden. Zu meinen „Universitäten“ gehören selbstverständlich auch die Jahre in der DDR als Schüler, Student, Lehrer und Historiker. Ich bin eben nicht am 9. November 1989, in der Nacht als die Berliner Mauer fiel, geboren, sondern 43 Jahre vorher, am 9. November 1946.

Meine Damen und Herren, liebe Freunde,

*Wie war es möglich, dass dieser Heise mit seiner Vita nach der „Wende“ es wagte, sich in die Auseinandersetzungen um die Kirchenpolitik der DDR/SED und des Weges der Kirchen in der DDR und in Osteuropa einzumischen?*

Auch ich habe mich dies selbstverständlich nicht nur einmal gefragt. Einige erinnern sich sicher an die heftigen Diskussionen, die in den 1990er Jahren öffentlich, aber auch hinter verschlossenen Türen, auch hinter Kirchentüren, geführt wurden. Dabei ging es um die Frage, ob einer wie ich überhaupt wieder Geschichte schreiben dürfe oder ob dies nicht allein Westdeutschen und Bürgerrechtlern vorbehalten bleiben müsse.

Menschen mit einer ähnlichen Vita wie der meinen saßen damals in einer Zwickmühle: Sie wurden in der Öffentlichkeit entweder als ewig Gestrige, unbelehrbare Betonköpfe oder aber als karrieregeile, charakterlose Wendehälse abgestempelt. Menschen wie ich konnten alles sein, nur keine ehrlichen Mitstreiter, wenn es um die jüngste deutsche Geschichte ging. Subtile Ausgrenzungsrituale und schmerzliche Demütigungserfahrungen waren zumeist die Folge.

Es ist an der Zeit zu erkennen, was Dirk Oschmann in seinem viel beachteten Buch „Der Osten: eine westdeutsche Erfindung“ so formuliert hat:m

*„Auch das Leben im Osten war und ist gelebtes Leben, Leben im eigentlichen Sinne, insofern es gelebt werden wollte oder musste, zwangsweise dort nämlich, wo einen der nicht immer liebe Gott, das Schicksal, der Zufall, die Geschichte, die Geografie oder die Politik hingestellt haben.“ (S. 177)*

Ich würde mich freuen, wenn Sie heute auf dem Weg nach Hause sagen würden, der alte Arnulf Baring hatte nicht nur nicht Recht, sondern hat Menschen im Osten Unrecht getan, als er 1991 geschrieben hat:

*„ Das Regime hat fast ein halbes Jahrhundert die Menschen verzerrt, ihre Erziehung, ihre Ausbildung verbunzt. Jeder sollte nur noch ein birnloses Rädchen im Getriebe sein, ein willenloser Gehilfe. Ob sich einer dort Jurist nennt oder Ökonom, Pädagoge, Psychologe, Soziologe, selbst Arzt oder Ingenieur, das ist völlig egal. Sein Wissen ist auf weite Strecken völlig unbrauchbar...viele Menschen sind wegen ihrer fehlenden Fachkenntnis nicht weiter verwendbar. Sie haben einfach nichts gelernt, was sie in eine freie Marktgesellschaft einbringen können.“ (Baring, Deutschland, was nun?, S. 59)*

Meine Damen und Herren, liebe Freude,

meinen Traum von einer besseren, gerechteren, friedlicheren Welt habe ich nicht aufgegeben, nur weil in der DDR nicht alle meine Blümenträume reiften. Erkennen musste ich aber schmerzlich, dass dieser Traum unter den obwaltenden Bedingungen in der DDR nicht Wirklichkeit werden konnte.

Die Umstände heute sind gänzlich andere. Aber die Welt, in der ich seit nunmehr 33 Jahren lebe, ist weder gerechter noch friedlicher geworden. Krieg und Gewalt, Hunger und Elend gehören heute zu den Fernsehbildern, die wir allabendlich konsumieren. Etliche von denen, die damals auf die Straße gegangen sind und „Frieden schaffen ohne Waffen“ skandiert haben, meinen heute, Frieden mit immer mehr Waffen schaffen zu können. In unserer so reichen, wohlhabenden und demokratisch verfassten Gesellschaft vollziehen sich gegenwärtig Veränderungen, ich denke da nicht nur an die jüngsten Ereignisse im Thüringer Landtag, die, wie es Heinrich Heine einmal geschrieben hat, einen um den Schlaf bringen können.

Meine Damen und Herren,

Hans Joachim Meyer, Minister unter Lothar de Maiziere und unter Kurt Biedenkopf in Sachsen hat bei seiner Feier zu seinem 80. Geburtstag mit Blick auf sein Leben in der DDR und im vereinten Deutschland festgestellt: *Es hätte alles auch ganz anders kommen können!* Ja, so ist es. Es hätte auch in meinem Leben alles ganz anders kommen können.

Ob man im Leben Chancen bekommt, zu zeigen, wer man ist und was man kann, hängt immer auch von den Menschen ab, denen wir begegnen und die uns auf unserem Lebensweg begleiten.

An erster Stelle möchte ich meine Frau nennen, die mich seit nunmehr 62 begleitet, zuerst als Schulfreundin und nun schon 55 Jahre als Ehefrau und Mutter unserer Tochter. Ihr verdanke ich es in erster Linie, dass ich „bei meinen Leisten“ geblieben bin. Ich weiß und freue mich darüber, wie viele unter Ihnen meine Frau schätzen und uns beide als „Gesamtkunstwerk“ wahrnehmen.

Eine lebenswichtige Chance haben mir Horst Dähn und seine Frau Ulla gegeben, ohne die es dieses Institut nie gegeben hätte und schon längst nicht mehr gäbe. Sie haben mir und ich ihnen von Anfang an großes Vertrauen entgegen gebracht. Als ich 1991 Horst Dähn das erste Mal persönlich begegnet bin, da ahnen wir selbstverständlich beide noch nicht, dass wir einmal eine „*ungewöhnliche deutsch-deutsche Zusammenarbeit*“ entwickeln würden, wie sich der Nestor der DDR-Geschichtsschreibung in der Bundesrepublik, Hermann Weber, einmal dazu einließ.

Was vielen Beobachtern damals auffiel: Wir beide entsprachen nicht den Klischees, wie sie in den 1990er Jahren Land auf Land ab kursierten. Horst Dähn war nicht der typische *Besser-Wessi* und ich war nicht der mit seinem Schicksal hadernde, antriebs- und ideenlose *Jammer-Ossi*, der nur darauf wartete, das ihm im Westen die gebratenen Tauben in den Mund flogen. Nein, jeder von uns brachte von Anfang an seine ganz individuellen Stärken, Fähigkeiten und Erfahrungen in das Institutsprojekt ein, hat Vertrauen gewagt und ist Risiken eingegangen. Am Ende war aus einer Arbeitsbeziehung eine Freundschaft geworden, die den Tod überdauert.

Meine Damen und Herren,

ich danke allen, die mein Tun und Lassen im Institut kritisch begleitet haben und bereit waren, Leistungen anzuerkennen, Urteile zu differenzieren und gegebenenfalls auch zu korrigieren, also kurz und gut bereit waren, mir eine Chance zu geben. An einem Tag wie heute, mischt sich in die Freude über das Erreichte aber auch ein wenig Wehmut. Insbesondere, wenn ich an jene denke, die nicht mehr unter uns sind. Sie haben die Arbeit unseres Instituts geschätzt und mitgeholfen, das Institut zu einem Ort des offenen und sachlichen Meinungsaustauschs zu machen. Vor einigen Wochen haben wir Dietrich Schönherr beerdigen müssen. Wer erinnert sich an das Benefizkonzert in der Thomaskirche oder an sein kleines Orgelkonzert in der Stiftskirche in Gernrode. Ich freue mich, dass seine Tochter unsere Veranstaltung heute musikalisch begleitet.

Meine Damen und Herren,

bei der Eröffnung einer Ausstellung mit Werken des Malers Rolf Schubert in der Thomaskirche habe ich gefragt, was wohl ein Bildender Künstler, ein Maler mit einem Historiker gemein haben könnte.

Meine Antwort:

*„Was wären wir Historiker ohne die großen Historienmaler der Vergangenheit. Was wüssten wir von Kriegen und großen Schlachten, von der Krönung Napoleons oder der Gründung des Deutschen Reichens in Schloss Versailles. Was wüssten wir aber*

*auch von der Plackerei der landarmen Bauern auf den Feldern oder von der Not der Weberfamilien in Schlesien oder von der Schufterei in den Eisengießereien.*

*Auch der Historiker malt Bilder, Geschichtsbilder. Er tut dies in der Regel in der Hoffnung, die Wirklichkeit möglichst wahrheitsgetreu abzubilden.*

*Als Historiker meiner Generation zum Malerpinsel greifen durften, da war das große Historienpanorama, allerdings bereits gemalt. Die Leinwand war grundiert, die Farben aufgetragen, die Helden und Szenen, die für die Ewigkeit festgehalten werden sollten, waren bereits eingezeichnet.*

*Uns jüngeren Historikern blieb damals, hier und da einen Pinselstrich zu setzen, eine Farbe einzudunkeln oder eine andere aufzubellen. Uns blieb, einige Figuren wegzuretuschieben und wieder andere ins Historienbild neu einzufügen.*

*In den späten 1980er Jahren wurden sogar „weiße Flecken“ auf dem ansonsten fertigen Großgemälde entdeckt. Mit großer Vorsicht, aber froh es tun zu dürfen, gingen wir unter den Augen der Altvorderen daran, diese weißen Flecken auszumalen, ohne dass dies dem Betrachter sonderlich auffallen oder ihm sonderbar erscheinen sollte.*

Sie sehen, Historiker und Maler sind sich so fremd nicht, damals wie heute. Ich denke, es ist an der Zeit, die Geschichte der alten Bundesrepublik nicht mehr als „Normal- und als Normgeschichte“ zu betrachten, während die Geschichte der fünf hinzugekommenen Bundesländer als „klapperndes Anhängsel“ nebenher läuft, schreibt Dirk Oschmann in seinem schon zitierten Buch (S. 22). Und weiter: „*Es ist Zeit, unsere Geschichte als gemeinsame Geschichte zu begreifen und damit aufzuhören, die Geschichte der DDR nur als Folie zu benutzen, um sich der eigenen Überlegenheit zu versichern. Es schmerzt, wenn von Deutschland gesprochen und geschrieben wird, aber nur die alte Bundesrepublik gemeint ist.*“

Was ich mir für die Zukunft wünsche (nicht nur für meine zeitlich sehr überschaubare Zukunft):

Ich zitiere Katja Hoyer, die im Vorwort zu ihrem Buch „Diesseits der Mauer“ mit dem etwas vollmundigen Untertitel: „Eine neue Geschichte der DDR 1949-1989“, schreibt:

*„Jetzt ist es endlich an der Zeit, einen neuen Blick auf die DDR zu wagen. Wer dies mit offenen Augen tut, wird eine bunte Welt entdecken, keine schwarz-weiße. Es gab Unterdrückung und Brutalität, ja, aber auch Chancen und Zugehörigkeit. In den meisten ostdeutschen Gemeinden haben die Menschen sowohl das eine als auch das andere erlebt. Es gab Tränen und Wut, und es gab Lachen und Stolz. Die Bürger der DDR lebten, liebten, arbeiteten und wurden alt. Sie fuhren in den Urlaub, machten Witze über ihre Politiker und zogen ihre Kinder auf. Ihr Schicksal verdient einen Platz in der gesamtdeutschen Geschichte. Es ist Zeit, einen ernsthaften Blick auf das Deutschland diesseits der Mauer zu werfen“ (S.23)*

Das ist wohl war. Ich hör' es wohl, allein mir fehlt der Glaube! Ich frage: Wo sind die jungen Historiker, die dies leisten könnten, die Institutionen, die dafür Freiräume bieten und Förderer, die dafür Geld geben?

Meine Damen und Herren, liebe Freude und Förderer unseres Instituts,

Sie sehen vor sich, einen Mann mit fast 77 Jahren, der mit Demut und Dank auf 30 Jahre seines Lebens zurückschaut.

Die Zeit ist reif für einen personellen Wechsel im Institut, für neue Ideen und neue Arbeitsformen. Als ich vor sieben Jahren mit dem Horst-Dähn-Preis 2016 ausgezeichnet wurde, habe ich hier an gleicher Stelle gesagt:

*„Ich bin nicht alt.*

*Ich habe nicht die Absicht, mich in meinen Garten in Brandenburg an der Havel zurückzuziehen.*

*Richtig ist aber auch: Ich bin nicht mehr jung genug, um das Institut noch weitere 23 Jahre leiten zu können. Dieser Tatsache muss ich, müssen die für das Institut Verantwortlichen und die an der Fortexistenz des Instituts Interessierten ins Auge sehen.“*

Umso mehr freue ich mich, Ihnen am 30. Gründungstag unseres Instituts einen Nachfolger für das Amt des Institutsleiters präsentieren zu können: Prof. Dr. Horst Junginger. „Unbedingt weitermachen!“, hat uns Manfred Stolpe 1998 zum 5. Gründungstag des Instituts ins Stammbuch geschrieben. Ja, unbedingt weitermachen, dass möchte ich Dir, lieber Horst, heute zum 30. Gründungstag ins Stammbuch schreiben. Ich wünsche Dir eine glückliche Hand, das Institut in guten und in schlechten Zeiten erfolgreich zu führen und überreiche Dir hiermit symbolisch den Institutsschlüssel, der nach 30 Jahren schon etwas Rost angesetzt hat. Ich scheidet aus dem Amt in der Gewissheit, dass das Projekt „Berliner Institut für vergleichende Staat-Kirche-Forschung“ weitergehen wird.

An Sie alle ergeht meine Bitte:

Bleiben Sie dem Institut verbunden und helfen Sie nach Kräften mit, ein neues Kapitel in seiner Geschichte aufzuschlagen. Was ich dazu tun kann, das werde ich auch künftig tun.